

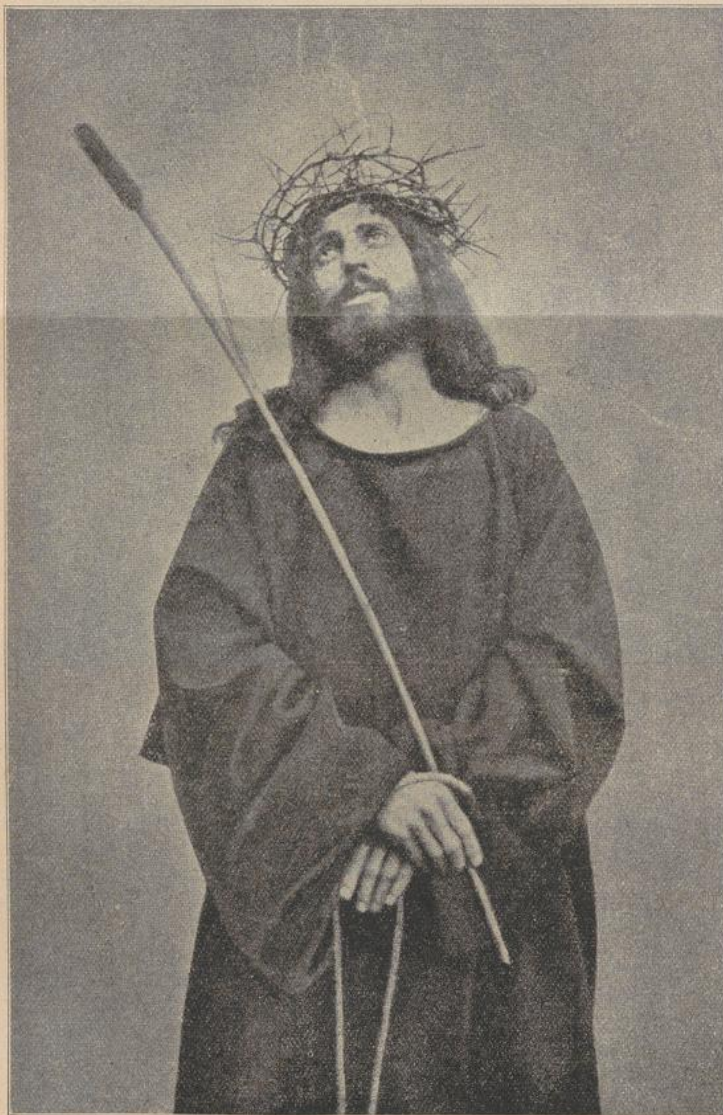
Als die Sonne unterging.

Als die Sonne unterging.

Von Schwester M. Engelberta, C. P. S.

Egenstochau. — Im stillen, rings mit Efeu umrankten Krankenhäuschen unserer Missionsstation finden wir ein junges, etwa 19 Jahre altes Kaffernmädchen. Sie ist schlank und hochgewachsen wie eine Edeltanne, und ihr dunkles Auge blickt trotz der tödlichen Krankheit, die sie ergriffen, so warm und hoffnungsfreudig in die Ferne.

Stephanie hofft, sie hofft noch immer, obgleich ihre Brust so schwer nach Atem ringt und die müden Füße ihr fast den Dienst versagen. Sie tritt heraus ins Freie, um ein Viertelstündchen am goldenen Sonnenglanz des milden Herbstabends sich zu laben. Sie hat die liebe Sonne so gerne und bedauert nur, daß sie immer gar so schnell untergeht. Die dunkle Nacht schreckt sie, sie liebt die Sonne, das Licht.



Ecce Homo! Nach H. Lamers.

„O nein, ich kann nicht so finster es sehn —
Ich liebe das Leben, das Leben ist schön!
Ich liebe der Sonne hellgoldige Nacht,
Ich liebe des Winters weißglänzende Bracht.
Ich lieb' ihn, den Menschen, so stolz bewußt
Mit der schöpferischen Kraft in der eigenen Brust!
Es rauscht ihm in Tönen, er weckt es aus Stein,
Das Schöne, das ewig sein Traumbild wird sein.
O nein! Ich kann nicht so finster es sehn
Und sage noch einmal: Das Leben ist schön!
(Frei von Bradel.)

Ja, schön war bisher für Stephanie das Leben gewesen. Sie war ja immer so gesund; das frische, pechschwarze Zulumädchen konnte laufen wie ein Reh, trug mit Leichtigkeit die schwersten Lasten auf dem Kopf und konnte singen und trillern wie eine Lerche. Trauer schien ihr unbekannt; sie war immer heiteren Sinnes, frischen Muts. Glücklich und zufrieden hatte sie ihre

erste Kindheit und schönste Jugendzeit bei uns zugebracht, zuerst in der Missionschule, dann im Marienhaus. Sie war brav und folgsam, fleißig und fromm, zufrieden mit allem. Und damit kam das Glück von selbst. Der Mensch braucht es nicht mühsam in weiter Ferne zu suchen; ist er zufrieden und mit Gott vereint, so trägt er dies himmlische Kleinod in der eigenen Brust.

Da mit einem Male kam die Krankheit schnell und tödlich wie über Nacht dahergeflogen, die galoppierende Schwindsucht. Immer schlanker, immer dünner wurde die zarte Gestalt, die Haut immer durchsichtiger, und die großen, dunkeln Augen bekamen einen eigentümlich melancholischen Glanz. Stephanie wollte nicht krank sein; nein, sie war nach wie vor gesund, nur einen so lästigen Husten hatte sie und die bleischweren Füße machten sie so müde. Uebrigens ging es jetzt schon wieder besser, viel besser, und in Wälde wird sie wieder frisch und gesund sein wie zuvor.

Stephanie fürchtet den Tod nicht. Mit erbaulichster Andacht hat sie auf Anraten des Priesters die hl. Sterbsakramente empfangen. Wohl perlten damals ein paar große, hellglänzende Tränen über die braunen Wangen, aber sie war still in Gott ergeben und klagte nicht. Sie hofft noch immer. Kein Unmutschatten trübt ihre Stirn, nein, mit freundlichem Lächeln empfängt sie in ihrem Krankentüchchen jeden Besuch. In ihrer Brust lebt heller Sonnenschein; sie hofft und hofft, das gute Kind! Menschlich gesprochen, wird ihre Sonne bald untergehen; doch getrost, es gibt für uns alle ein Auferstehen! —

Noch ein Krankenbesuch. Es gilt unserm kleinen acht- bis neunjährigen Theobald drunten, in einem

kleinen Anbau des Bräuerhauses. Das Hüttchen ist gar schlicht und einfach; aber reinlich und spiegelblank scheinen die Fensterchen in die Krankenstube herein. Hier bietet uns Bruder Eduard, der treubeforgte Krankenwärter, den freundlichsten Willkomm; denn hier ist sein Revier, hier in der Krankenstube und drüben auf dem stillen Gottesacker, wo er die Gräber seiner Lieb-linge ziert.

Theobald leidet ebenfalls an Schwindsucht. Das arme Bübchen ist so bleich und abgezehrt; groß sind nur die dunklen Augen, die so tiefenst und fragend auf uns ruhen. Erst vor kurzem starb seine Mutter; noch zittert der Trennungsschmerz in seiner Seele nach, der Vater aber weilt in unbekannter Ferne. Theobald stirbt gerne; er fühlt sich hier wie in der Fremde und will heim zur Mutter, die bereits im wahren, ewigen Heimatlande weilt.

Wer wird ihm Führer und Wegweiser sein auf dem weiten Weg? Sein hl. Schutzengel und der liebe

oder Luftschiff den Mahaqua überfliegen könnte, dachte ich, als ich mich aus der Kirche zu meinem Wagen be- gab! Mag sein, daß in späteren Zeiten dieses Be- förderungsmittel auch für die Mission dienstbar gemacht wird. Bei den schlechten Wegen hierzulande wäre das schon zu begrüßen!

Doch lassen wir diese Zukunftsmusik! Das Pferd stompfte unruhig den Boden, also schnell auf den zweit- rädri gen Milchkarren, noch ein letzter Händedruck dem guten Bruder Jintan und „Polly“ zieht an! — Die afrikanischen Straßen muß man gefahren sein, um sie zu kennen. Da sie möglichst viele Farmen berühren wollen, führen sie bergauf, bergab. Man denke nur nicht an europäische Straßen! Wo ein Geröll zu Gebote steht, wird schlechthin Erde aufs Straßenbett ausge- breitet, wodurch im Sommer ein furchtbarer Schmutz und Schlamm, im Winter ein gräßlicher Staub entsteht. Mein Fuhrmann, ein junger, verheirateter Kaffer, war ein geprüchter Geselle. Er erzählte mir von allem

Neben der Wehmut liegt auf den Bügen der blumen- geschmückten Mädchen- gestalten ein gewisses eilen- des Vorwärtstreiben — einem Ziele zu, das dem Kinde mit dem Tränen- trüglein unerreichbar ist. Traurig schaut es darein, mitleidig wendet die kleine Kranzträgerin sich nach ihm um. Die Szene ist als Grabrelief gedacht und ziert auch schon den Sockel eines Steindenkmals.



Das Tränenfrüglein. Hochrelief von Pili Wislicenus-Fingelberg. Gipsabg., Berlin 68.

Heiland im Sakramente der Liebe. Theobald hat schon kommuniziert. Am letzten Weißen Sonntag war's, daß er zum erstenmale das Brot der Engel empfing. Er war schon krank und saß neben den andern, gesunden Knaben auf seinem Stühlchen. Körperlich war er so schwach und krank, geistig aber genoß er das höchste irdische Glück. Der liebe Heiland kehrte in seine Seele ein; es war wie Frühlingsahnung, wie Sonnenaufgang.

Theobald, die irdische Sonne wird bald untergehn, doch getrost, dort oben wartet deiner der Tag der Ewigkeit, auf den keine Nacht mehr folgen wird!

Ein Besuch in Cîteaux.

Vom Hochw. P. Eucharis Abams, R. M. M.

Am 27. Juni waren die hl. Exerzitien in Reichenau zu Ende. Ich blieb noch einige Tage dort, teils um etwas auszuruhen, teils um meinem Confrater etwas zu helfen. Der Morgen des 2. Juli brach an, kalt wie seine Vorgänger in den vergangenen zwei Wochen. Vor- mittags 9 Uhr wollte ich abfahren nach Cîteaux. Zwischen Reichenau und Cîteaux liegt der Mahaqua-Gebirgsstock, den wir in sechsstündiger Fahrt umsegeln mußten. Wie einfach wäre die Geschichte, wenn man mittels Aeroplan

Möglichen, suchte aber auch mich auszuforschen. In manchen Stellen war die Straße so steil, daß wir beide zu Fuß gehen mußten. Doch wir kamen endlich nach Cîteaux. Zum Schlusse der Fahrt hatte ich das Gefühl der Seckrantheit, hervorgerufen durch das ewige Ge- schütteltwerden auf dem Wildt-Reise-Wagen. Auch „Polly“ war sichtlich froh, am Ziele zu sein! —

Cîteaux liegt sehr schön. Rundum erheben mächtige Berge ihre Häupter stolz gen Himmel. Drunten im Tal braust der Umkomanzi-Fluß. In der nächsten Nähe der Station ist ein ziemlich großer Urwald, durch den ein Wildbach über Stock und Stein dem Umkomanzi zufließt. Ein wunderbar schönes Fleckchen Erde, nament- lich im Sommer. —

Die hiesige Farm wurde gekauft, wie wir in der Chronik lesen, vom verstorbenen Ehrw. Vater Abt Amandus i. J. 1896. Bruder Leopold war anfangs zwei Jahre lang allein hier. Es befand sich anfangs eine alte Hütte hier, die er als seine einstweilige Resi- denz bezog. Sehr oft jedoch zog er es vor, sich im Ur- wald einzuquartieren, um durch die Rückkehr in seine Wohnung nicht etwa Zeit zu verlieren — Bruder Leo- pold lebte sehr zufrieden und arbeitete fest drauf los. Natürlich hatte er anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und mußte manche Opfer bringen, ganz